

„Über die transpersonale Verfasstheit des Gehirns“

H.M. Emrich, Hannover

Zusammenfassung

Eine Neurobiologie der Transpersonalität kann nur dialektisch gedacht werden. Einerseits scheint das Gehirn ganz subjektbezogen konstituiert zu sein, gewissermaßen wie ein Punkt im Universum, von dem aus alles Seiende konstruiert werden muss. Andererseits ist aber das menschliche Gehirn ein Träger von „Intentionalität“, d.h. von fundamentaler Bezogenheit auf anderes, Träger der Eigenschaft, etwas „meinen“ zu können, was das Gehirn selbst nicht ist.

In diesem Sinne wird der Frage, ob menschliche mentale Funktionen wesentlich egologisch oder transpersonal verfasst sind, nachgegangen unter dem Gesichtspunkt der Intentionalität von Wahrnehmung und Bewusstsein und der damit verbundenen Gegenläufigkeit von Konstruktivität und Perzeptivität.

Die mentalen Funktionen in uns sind zwar in wahrnehmungsneuropsychologischer Hinsicht scheinbar rein „egologisch“ verfasst, jedoch beruhen die sozialen kognitiven Leistungen auf Wirklichkeits-konstituierenden narrativen Prozessen, die Aspekte des „sozialen Gehirns“ (Vogele) ermöglichen. Diese „Ich“-transzendierende (transpersonale) Funktion ist nun aber nicht quasi ein Derivat der „basalen Egologie“ (in der Sensomotorik von Wahrnehmen und elementarem Handeln), sondern beruht vielmehr auf der Selbst-Konstituierung des Subjekts auf der Grundlage der Fähigkeit, soziale Dimensionen zu erkennen und diese einzuordnen.

Die Grundlage der transpersonalen sozialen Funktionen des Gehirns ist die Fähigkeit zur „Mimesis“, nämlich der kognitiven Leistung, Emotionen im Anderen abzubilden und im Subjekt selbst nachzuvollziehen (Mimesistheorie im Sinne von René Girard).

Wir haben hier also drei Stufen:

1. die „naive“, elementare Egologie des Subjekts
2. die Entfremdung des elementaren Ichs durch „Selbstrelativierung“
3. die Neukonstitution eines „transzendentalen Selbst“ und damit des Möglichkeitsraumes einer „transpersonalen“ höherstufigen Identität (transzendentaler Idealismus).